



Auch in Österreich ein Thema: Direktabgabe von Medikamenten in der Arztpraxis.

Direkte Anwendung von Impfstoffen

Die Österreichische Ärztekammer (ÖÄK) tritt für patientenfreundliche Änderungen bei der Medikamentenversorgung ein. Demnach sollen Impfstoffe und andere Medikamente, die etwa unmittelbar der Schmerzbekämpfung dienen, vom Arzt direkt abgegeben und angewendet werden. Dadurch ersparen sich Patientinnen und Patienten oft mühsame Umwege in die Apotheke, um ein Medikament selbst zu besorgen. Die direkte Anwendung von Impfstoffen bedeute einen «wesentlichen Gewinn an Komfort und Sicherheit für die Patienten», so ÖÄK-Präsident Reiner Brettenthaler. Denn gerade bei Präventionsmassnahmen müsse man alles unternehmen, um es der Bevölkerung so einfach wie möglich zu machen. Brettenthaler: «Die Patientensicherheit und die Wirksamkeit stehen bei den Impfungen absolut im Vordergrund.» Im weiteren, so der Ärztepräsident, sei prinzipiell nicht einzusehen, wieso ein überholungsbedürftiges Arzneimittel-Versorgungssystem kranke und nicht selten alte Menschen im Kreis schicke, bevor sie die unmittelbar erforderliche Behandlung, zum Beispiel eine Schmerzinfusion, beim Arzt erhielten. «Das ist eine der unverständlichen Schikanen, die den Zugang zur Gesundheitsbetreuung unnötig erschweren», kritisierte Brettenthaler. Er unterstützt daher auch eine seit Beginn des Jahres laufende Initiative der Ärztekammer. Dort werden insbesondere Impfstoffe von den «Impfärzten» direkt angewendet. Die bisher geltende Vorgangsweise bei Impfungen war umständlich: Patientinnen und Patienten mussten zum Arzt, der Impftauglichkeit und Indikation feststellte, ein Rezept schrieb, mit dem dann der Patient in die Apotheke ging, um den Impfstoff zu besorgen. Nach entsprechender Verzögerung kam er zum Arzt zurück, der die Impfung durchführte. Brettenthaler: «Mit dieser Praxis sind auch Risiken verbunden, denn die sachgemässe Lagerung bei richtiger Temperatur ist entscheidend, ob eine Impfung in

der Folge auch wirkt oder nicht.» Durch die direkte Anwendung von Impfstoffen beim Arzt gebe es für «Impflinge» nur noch einen Weg und auch mehr Sicherheit, da die Einhaltung der «Kühlkette» gewährleistet sei.

(ÖÄK)

Sichere Medikamente für Kinder

Medikamente für Kinder sollen sicherer werden. Dazu ist eine neue europäische Verordnung in Kraft getreten. Demnach muss künftig genau geprüft werden, ob neue Wirkstoffe auch für Kinder einen Nutzen haben. Bislang ist etwa die Hälfte aller Präparate, die kranke Kinder verabreicht bekommen, nicht speziell für ihre Altersgruppe geprüft und zugelassen. Die neue Richtlinie soll auch unnötige und wenig aussagekräftige Studien an Kindern verhindern. Ferner soll die Transparenz von noch laufenden oder noch nicht veröffentlichten Kinderarzneimittelstudien sichergestellt werden. Für das umfassende Prüfkonzept wird der neue Pädiatrieausschuss bei der Europäischen Zulassungsbehörde (EMA) in London zuständig sein. Bislang sind Ärzte immer wieder vor ein Problem gestellt: Sie dürfen ihren kleinen Patienten Präparate verabreichen, die nur an Erwachsenen getestet wurden. Dabei gehen sie aber immer das Risiko gefährlicher Nebenwirkungen ein. Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) begrüsst die Anreize für kindergerechte Medikamente, die durch die neue EU-Verordnung geschaffen werden. Das Thema Kinderarzneimittel werde im Rahmen der 2. Etappe der Teilrevision des Heilmittelgesetzes aufgenommen, sagte Matthias Enderle, BAG-Leiter der Sektion Heilmittelrecht. Die Vorlage werde voraussichtlich Mitte 2008 in die Vernehmlassung gehen. Neue Medikamente werden häufig nur für Erwachsene entwickelt. Dieses Problem besteht weltweit. Die Situation sei dringend zu verbessern, fordert auch das Schweizer Heilmittelinstitut Swissmedic. Dieses überprüft nach eigenen Angaben seit Jahren sowohl bei

Neuzulassungen als auch bei Arzneimitteln, die bereits auf dem Markt sind, ob die Daten zur Anwendung und Dosierung bei Kindern in der Arzneimittelinformation aufgeführt sei. Auch ein Fehlen von solchen klinischen Studien müssten ausdrücklich in der Fachinformation erwähnt werden, schreibt die Organisation auf ihrer Website. Um die Durchführung klinischer Studien bei Kindern zu fördern, gewährt Swissmedic der Pharmaindustrie eine verlängerte Schutzdauer ihres Medikaments, wenn sie eine Neuentwicklung im Zusammenhang mit der Anwendung bei Kindern betrifft. Swissmedic setze sich dafür ein, dass die pharmazeutischen Firmen auch in der Schweiz Dokumente für den pädiatrischen Einsatz von Medikamenten vorlegen. Damit soll die Wissenslücke bei der Anwendung von Medikamenten bei Kindern und Jugendlichen kontinuierlich geschlossen werden. Speziell für Kinder zugelassene Medikamente fehlen besonders bei schweren Erkrankungen wie Asthma, Krebs oder Herzproblemen. Als einen der Gründe für die geringeren Investitionen in Forschung und Entwicklung auf dem Gebiet der Kindermedizin nennt Swissmedic den kleineren Markt. Klinische Studien sind aufwendig und teuer. Zudem müssen bei Kinderarzneien für dasselbe Präparat oft mehrere Studien vorgenommen werden. Denn die unterschiedlichen Altersgruppen müssen getrennt getestet werden.

(sda)

Pharmareferenten in der Praxis

Deutsche Hausärzte empfangen im Schnitt etwa acht Pharmareferenten pro Woche, Fachärzte vier. Wie die Kollegen diese Besuche bewerten und welchen Nutzen sie daraus ziehen, wurde in einer aktuellen Befragung ermittelt. Der Nutzen der Gespräche mit den Pharmareferenten wird von 63 Prozent der Vertragsärzte als «wertvoll» bezeichnet. Für 19 Prozent sind diese Gespräche «wertlos», so das Ergebnis der von der Brendan-Schmittmann-Stiftung durchgeführten bundesweiten Befragung von 6568 Vertragsärzten. Die höchste Wertschätzung bei den Besuchen der Pharmareferenten erfahren die Fortbildungsangebote (83 Prozent), die fachlichen Informationen (77 Prozent) und die Arzneimittelmuster (71 Prozent). Werbegeschenke werden als negativer Aspekt der Besuche von Pharmareferenten empfunden (29 Prozent betrachten sie negativ). Für 57 Prozent der Ärzte sind die Pharmareferenten eine tragende Säule in der Organisation ihrer Fortbildung. Mehr als die Hälfte (55 Prozent) der Befragten würden das Fehlen von Pharmareferenten als Verlust empfinden, 23 Prozent sehen dies dagegen «als Entlastung.»

(Kassenarzt)